

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 22 (1932)
Heft: 1

Artikel: Zum Berner Stadthauswettbewerb
Autor: J.O.K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633422>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Winter im Prättigau.

Stengeln stand, so schien ihr das eigene Sein. Am besten wäre es, klagte sie, sie hauten mich ab in den wurmigen Wurzeln!

Darüber sah die Frau Eugenie einen Blaufalter schräg herab flattern und sich auf ihre Hand setzen, die sie abergläubisch still hielt, das mit den Flügeln atmende Etwas in einer Erinnerung zu betrachten, wie sie vor zweiunddreißig Jahren im botanischen Garten zu Bern unter einem flatternden Schwarm von Bläulingen saß und der Kaspar Hediger sprach auf sie ein. Ganz von selber kam es da über sie, wie dankbar sie dem Manne sein mußte, der nicht auf ihre Bedenken und Zweifel gehört hatte, sie aus einem alten Mädchen zu einer Frau zu machen, indem er keiner Vernunft, nur dem Zwang seiner Natur folgte, wie er nun wieder zu tun im Begriff war. Ich hätte nicht so alt werden müssen! sagte sie und hatte eine Empfindung dabei, als gelte es, eine Schuld abzugleichen.

Als sie von ihrer Bank aufstand, das Essen nicht zu versäumen, war sie tapfer entschlossen zu tragen, was ihr das Schicksal nun auferlegte, um des anderen willen, das sie hingenommen hatte. So lebhaft dachte sie sich in den Edelmut ihrer Entschliebung hinein, daß sie den Wiesenweg zurück in einer Fröhlichkeit ging, die den raschen Schritt ihres Temperaments noch beschwingte. Als hätte sie die letzten Jahre viel zu stumpf hingelebt, abzusterven gleich den Weiden da unten. Jetzt kommt der Sturm! sagte sie und dachte sich das Bild aus, wie er daher segte mit schwarz rollenden Gewitterwolken und Blitzen, sie aus der Wurzel zu reißen, daß sie mit ihren schwach und müde gewordenen Nesten ins Wasser sank.

So kehrte auch die Frau Eugenie anders aus ihrem Vorwand zurück, als sie hinein geflohen war, und hieß

nicht umsonst eine geborene Fleurn, die zu Rhon am Genfersee altberühmt sahen.

Wenn das Hedigerhaus nicht durch die hohen Bäume im eigenen Garten behindert gewesen wäre, mit allen Fenstern ins Schwyzer Tal zu sehen, hätte es lächeln können über die drei, die ihm aus verschiedenen Himmelsrichtungen die Gedankenlast ihrer Entschlüsse heim trugen. Es hätte fast eine Stunde Zeit gehabt, die Schrittarten zu betrachten: den lang ausgreifenden des Doktors — der mit Stolz ein Schwyzer war, wo die Ostschweizer die Rasse noch nicht verdorben hatten, wie er hochmütig sagte — den lässigen der braunen Contessa und den damenhaften der kleinen Frau Eugenie, die jeder auf bestimmte Weise die drei Volkheiten der Eidgenossenschaft vorstellten und auf drei ungleichen Fäden in das Spinnennetz ihres Schicksals liefern.

Dem Doktor, weil er von oben herab kam, war es am ehesten möglich, die beiden anderen zu sehen: zuerst die Contessa in ihrem resedagrünen Kleid, wie sie Fuß über Fuß auf ihren Weg setzte, keimlich links oder rechts blickend. Im Augenblick vergaß er doch seinen Satz und wollte quer über die Matten hinab, sie die letzten Schritte hinauf zu begleiten. Da sah er von rechts — erstaunter, als er die Margherita gesehen hatte — die kleine dunkel

geblünte Gestalt seiner Frau Eugenie kommen. So rasch sein Trieb zu der einen gewesen war, so bestimmt wollte ihn nun sein Gefühl zu der anderen zwingen. Aber auch das Gefühl hielt nicht vor, weil es ihm unredlich schien, den ersten Trieb zu verdecken.

Der Kaspar Hediger blieb auf seinem geraden Weg, als käme weder rechts noch links etwas, das Macht über ihn hätte, und stand zuletzt mit dem Rücken vor seiner Garage, wie der Esel Buridans zwischen den beiden Heubündeln steht. Wenigstens kam ihm selber die Erinnerung an dieses handliche Beispiel des unfreien Willens, und unverwandt sah er aus seinem grimmigen Humor gegen den Armberg, obschon er die Schritte von links und rechts fast gleichzeitig kommen hörte, den lässigen und den nervösen.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Berner Stadthauswettbewerb.

Wer da glaubt, Bern besitze ein Gebäude, in dem alle oder möglichst viele Verwaltungszweige vereinigt seien, der wird bald eines andern belehrt, wenn er mit der Gemeinde in amtliche Berührung kommt. Daß zu spät bezahlte Steuern im Erlacherhof abgeladen werden müssen, das bringt einem der Fiskus noch rasch einmal bei. Auch auf der Polizei weiß man etwa Bescheid. Aber wo die Bau- und Schuldirektion stehen, wo die industriellen Betriebe, das will recht eigentlich gelernt sein. Das Bedürfnis nach einem zentralen Verwaltungsgebäude ist jedenfalls da. Glücklicherweise auch der Platz, auf den es zu stehen kommen soll. Es ist das Areal des ehemaligen Werkhofes und des Haafgutes an der Bundesgasse und der Sulgenedstraße. Ab und zu hört man zwar Stimmen, die das neue Stadthaus noch näher dem Stadttinnern bauen möchten, so zum Beispiel bei und auf der Grabenpromenade beim Theater. Für heute interessiert uns aber der Wettbewerb, der aus-

geschrieben worden ist zur Erlangung von Entwürfen für den Neubau eines Stadthauses, das zwischen Bundesgasse, Montbijou- und Sulgenedstrasse gebaut werden soll. —

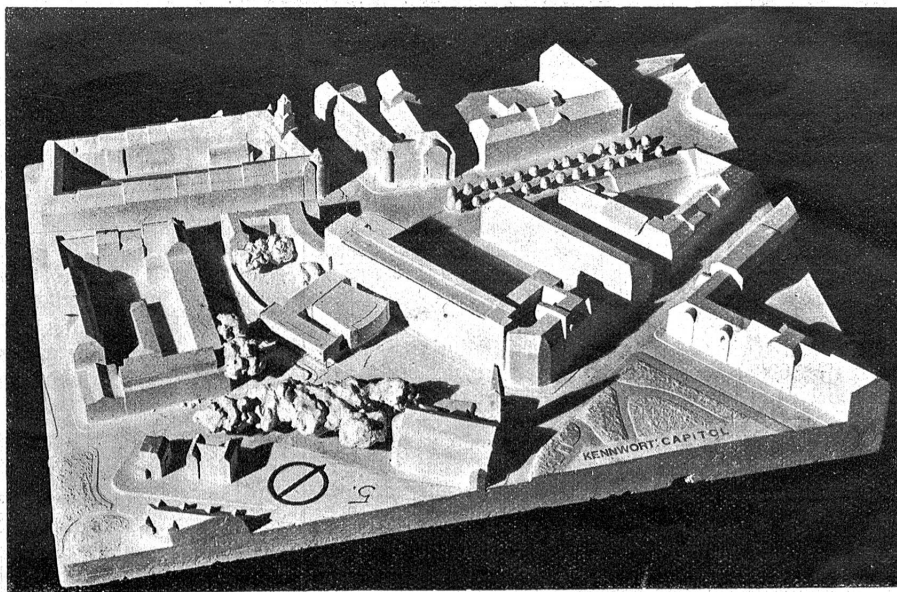
Die am Wettbewerb teilnehmenden Architekten hatten eine äußerst schwierige Aufgabe zu lösen. Nicht nur war der Raumbedarf groß und verschiedenartig, es mußte bei einem Höchstmaß von Licht- und Sonneneinstrahlung rasche Auffindbarkeit der einzelnen Abteilungen erstrebt werden. Die Lösung wurde erschwert durch zwei große Gebäude (das der Mobiliarversicherungs-gesellschaft und der Buchdruckerei Rössli, Vogt & Co.), die bereits stehen und mit dem Stadthaus in irgend einen Zusammenhang gebracht werden mußten. Einige der Wettbewerber haben es sich leicht gemacht, indem sie kurzerhand den Abbruch der beiden Gebäude empfahlen! Der Vorschlag ist zwar nicht unberechtigt; namentlich die Architektur des Mobiliarversicherungsgebäudes steht mit der Baugesinnung von heute auf gespanntem Fuße. Das Gebäude aber seiner Fassade wegen niederzureißen, das kann der Werte wegen, die zerstört werden müßten, nicht verantwortet werden.

Der Bau des Stadthauses soll etappenweise erfolgen. In der I. Baustappe sollen die Räume für die Schuldirektion (einschließlich Schularzamt, Schulzahn-technik, Beratungsstelle und Lehrlingsfürsorge) untergebracht wer-

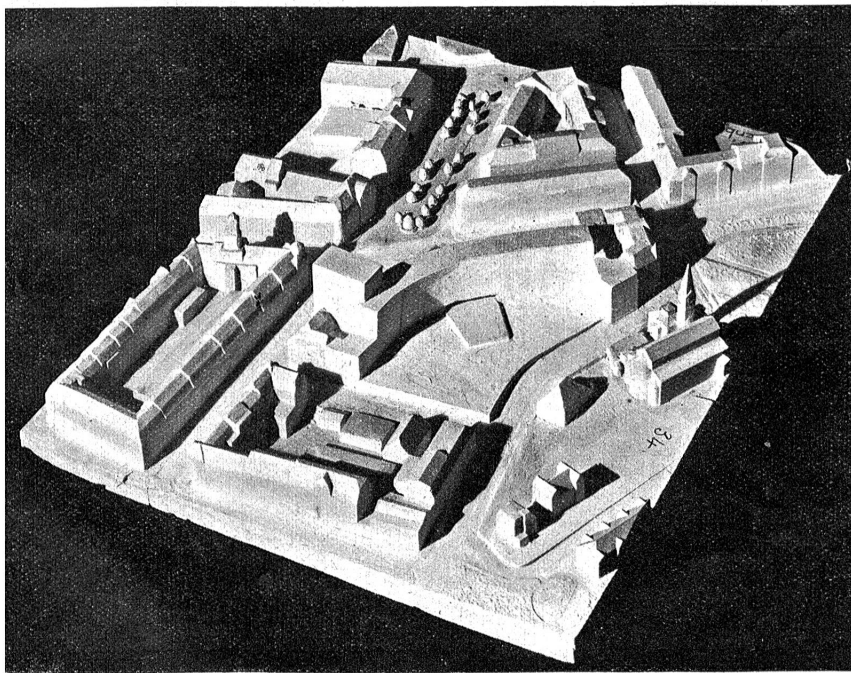
den, ferner die Industriellen Betriebe mit statistischem Amt, Schul- und Bureaumaterialverwaltung, sowie das Gesundheitswesen und die Lebensmittelkontrolle der Polizei- und Sanitätsdirektion. Auf eine würdige Gestaltung des Gebäudes als Verwaltungszentrum der Stadt war Bedacht zu nehmen. Auf eine wirtschaftliche Ausnützung des Grundstückes war nicht minder Bedacht zu nehmen, sei es durch Unterbringung von Läden an der Bundesgasse und Montbijoustrasse, oder durch Anordnung von Archivräumen, Lagerräumen und Garagen.

Die schwierige Aufgabe hat unsere Baukünstler ange-
 gelockt. Nicht weniger als 63 Entwürfe sind bis zum 15. Oktober 1931 eingereicht worden. Ihrer elf kamen in die engere Wahl. Nach eingehenden Besprechungen kam das Preisgericht zu dem Ergebnis, daß keines der eingereichten Projekte ohne wesentliche Verbesserungen zur Ausführung empfohlen werden könne. Dagegen wurden immerhin sechs Entwürfe eines Preises würdig erachtet. „Sie sollen — wir zitieren hier den Jurybericht — als Grundlage für eine weitere Bearbeitung verwendet werden. Ein erster Preis wurde nicht erteilt. Dem Gemeinderat wird dagegen empfohlen, den mit einem Preise Bedachten Gelegenheit zu geben, „ihre Pläne und Ideen zur Reife zu bringen und dem Preisgericht noch einmal zur Beurteilung vorzulegen“. „Dann erst wird dieses über die Ausführung eines Projektes bestimmte Vorschläge machen.“

Das im ersten Rang stehende und mit einem zweiten Preise (Fr. 7000) ausgezeichnete Projekt hat die Architekten v. Sinner



Entwurf für ein Stadthaus in Bern von den Architekten von Sinner & Beyeler in Bern. (Vom Preisgericht mit einem zweiten Preis ausgezeichnet; es wurde kein erster Preis erteilt.)



Wettbewerb für ein Stadthaus in Bern. Dritter Preis. Architekten Bülhberger, Burgdorf und Eberhold, Bern.

& Beneler zu Verfassern. Wir bringen das Modell ihres Entwurfes im Bilde (s. Abb. S. 5 oben). Der Jurybericht rühmt ihm mit Recht „sehr gute städtebauliche Qualitäten“ nach. Nicht einwandfrei gelöst sei die erste Baustappe (Anbau Mobilgarversicherung mit dem engen Hof). Einen besondern Vorzug des Entwurfes erblidet das Preisgericht im weiträumigen Platz an der Bundesgasse. Die Gesamtorganisation wird als klar und einfach gepriesen; die Besucher können sich in der Tat rasch zurechtfinden. Nur unwesentliche Räume liegen nach Norden. Sehr gut studiert ist der Stadtratsaal, der auf der stillen Südseite seinen Platz gefunden hat. Nicht stichhaltig scheint uns der Einwand des Preisgerichts zu sein, die an sich klare Architektur trage zu sehr nur sachlichen Charakter.

Das im zweiten Rang stehende und mit einem dritten Preis (Fr. 6000) ausgezeichnete Projekt ist von den Architekten Bührger in Burgdorf und Ebersold in Bern (s. Abb. S. 5 unten). Die Verfasser haben — sagt der Jurybericht wörtlich — die Gesamtsituation gut erfasst — wohl am besten von allen Projekten. Nicht gut gelöst ist die Saalfrage; der Stadtratsaal liegt an der lärmigen Montbijoustrasse.

So hat das Preisgericht Licht und Schatten über die Entwürfe verbreitet, eine gewaltige Leistung, denn jeder Entwurf erhielt seine Note. Wenn nicht wenige der Entwürfe durch ihre Kompliziertheit überraschten, so ist doch das Ergebnis ein annehmbares. Bezeichnend und erfreulich zugleich ist der durchgehend festzustellende Zug nach sachlichen Lösungen. Die Zeit der falschen Repräsentation scheint doch für einmal vorüber zu sein. Ein Verwaltungsgebäude ist ein Haus der Arbeit und kein Palast. Wesentlicher als eine „schöne“ Fassade ist ein Höchstmaß von Luft und Licht (siehe die neue Landesbibliothek).

Es wird noch viel Wasser die Aare herunter fließen, bis das Stadthaus bezogen werden kann. Der erste wichtige Schritt ist getan. Noch muß vieles näher ausgedacht werden. Der Wettbewerb bildet eine brauchbare Grundlage. Hoffentlich nötigt die immer schärfer werdende Krise unsere Behörden nicht, die Ausführung auf unbestimmte Zeit zu verschieben. Derartige Bauten bringen viele Arbeitsgelegenheiten, so daß sie auch in Krisenzeiten (oder just deshalb) in Angriff genommen werden dürfen. J. O. K.

„Das wahre Gesicht der Astrologie.“

Ein neues Buch von Alfred Fankhauser.

Der Berner Dichter Max Pulver ist durch sein Werk über Graphologie zur europäischen Berühmtheit geworden. Sein Kollege Alfred Fankhauser, den unsere Leser als Verfasser padender Romane und Erzählungen kennen, entpuppt sich eben in seinem neuesten Buche als Wissender auf einem noch komplexeren Geistesgebiet. Er legt uns darin Thesen von überraschender Zentralität vor, Thesen, die die Gelehrten aller Fakultäten zum Aufhören zwingen müßten, sollte uns der erste Eindruck seines Werkes nicht völlig täuschen. Aber Fankhausers Astrologiebuch richtet sich nicht bloß an die Gelehrten, so substantiell und tiefgründig es auch seine Beweisführung gestaltet. In seinem allgemeinen Teil ist es auch für Nichtfachleute, für den Schlechtweg-Gebildeten zugänglich. Denn es ist lesbar — eine erfreuliche Ausnahme unter den gelehrten Büchern — lesbar, weil von einem Stil getragen, der sich an näherliegenden menschlichen Problemen geschliffen und geübt und der die Allgemeinverständlichkeit als Ziel vor Augen hat. Das sei vorab dankbar festgestellt.

„Das wahre Gesicht der Astrologie.“ Es ist Jahn gegen Eins zu wetten: der unvorbereitete Leser dieses Buchtitels erwartet, daß hier der heutigen Sterndeuterei die unschuldige Mase abgezogen wird und daß eine recht tüchtig-teuflische Frage zum Vorschein kommt. Astrologie das Zerr-

bild einer Wissenschaft, eine satanisch-verlogene Mächenschaft, dazu bestimmt, die Menschheit von Gott und dem rechten Glauben abzubringen.

Denn was weiß man allgemein von den Astrologen? Sie stellen Horoskope, deuten aus der Konstellation der Gestirne in der Geburtsminute das Schicksal des Menschen, geben Ratschläge für das praktische Leben (siehe unten den Abdruck: „Was kann die Astrologie praktisch.“) Sie treiben also Wahrsagerei wie die Kartenlegerinnen und Handleser und ähnliche Typen aus der Junft der Charletane. Die Wirkung darum auch eine schädliche. Die Deffentlichkeit muß sich zu ihr stellen wie zur medizinischen Quackalberei, sie muß sie unter Verbots- und Strafgesetze stellen.

Nein, die Sensation des Fankhauser'schen Buches liegt auf der gerade entgegengesetzten Seite.

Astrologie ist kein Humbug, sondern ist höchstes Wissen. Ist Wissen um die tiefsten Zusammenhänge im Weltall. Ist Philosophie — Weltweisheit — in des Wortes überragendem Sinne. Ist Zusammenfassung, Synthese von Wissen und Glauben, ist innerste Anschauung Gottes, ist Theosophie. So will die moderne Astrologie, zu deren Wortführer Alfred Fankhauser sich macht, verstanden sein.

Was die uralte Kunst der Sterndeutung in Verfall und Verachtung brachte: die dilettantische, die Leichtgläubigkeit ungebildeter Klienten skrupellos ausnützendes Erwerbsastrologie in Vergangenheit und Gegenwart, soll als überwunden gelten. Es sind kümmerliche Meberbleibsel eines großen Erkenntnisgutes, das unserem Geschlechte verlorengegangen ist. Erhalten geblieben ist immerhin ein wertvoller Teil des astrologischen Höchstwissens in den indischen Mythenbüchern. Dieser Teil wiederzugewinnen ist die Aufgabe der „reformierten“ Astrologie. Ihre Vertreter benutzen die von der Theosophie geleitete Forscherarbeit. So schöpft Fankhauser ausgiebig aus der dreibändigen „Geheimlehre“ der Indologin Blavatsky.

Astrologie — auch die auf das alte Mysteriumwissen sich stützende Alfred Fankhausers — ist eine Hypothese, gegründet also auf einen Einfall: So muß es sein! Das ist kein Mangel. Denn welche Wissenschaft käme ohne Hypothese aus? Auch die heutigen offiziellen Wissenschaften bauen auf ein „Weltjtem“ auf, dessen Fundamente aus unbewiesenen Hypothesen bestehen. Kein Jahr vergeht, ohne daß nicht der eine oder andere Stein dieses Fundamentes gelodert würde.

Die astrologische Hypothese besagt: Alles Sein und Geschehen im Weltraum, also auch auf unserer Erde, ist vorbedingt und vorbestimmt durch eine zentrale Kraft. Diese manifestiert sich in den Wirkungen der Planeten, die in gewissen Konstellationen (gegenseitigen Stellungen) so verstärkt sind, daß sie sich im Menschenleben als Schicksal zur Geltung bringen.

Die Lehre von der Schicksalskraft der Gestirne ist uraltes Erkenntnisgut. Jedes alte Kulturvolk besaß astronomisches und als Nuzfolgerung daraus astrologisches Wissen. Und zwar in einem Ausmaße, das uns heutige in Erstaunen setzt. Die altheidnischen Sternheiligtümer von Stonehenge in Südengland, die „Trinnsaul“ der Sachsen Widukinds, die Tempelburg „Meso“ der Gallier bezeugen dies für die Kelten und Germanen in Europa, die Pyramiden und schriftreichen Felsentempel in Ägypten, Mesopotamien, Indien, in Yufatan und Mexiko für die östlichen und westlichen Kulturvölker der übrigen Erde. Der Afrikaforscher Frobenius deutet aus seinen archäologischen Funden heraus die heutige Negerkultur als armselige Reste vergangener Herrlichkeiten; er gibt also nicht dem Darwinismus, sondern der Theosophie oder der Antroposophie, ihrer Abspaltung, recht, die in der Kulturgeschichte die umgedrehte Perspektive entdecken: die Menschen vor 5000 und 10,000 Jahren besaßen Erkenntnisse, die wir heute erst mühsam auf analytischem Wege wiederzugewinnen suchen.